

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

198 (27.8.1906)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementpreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionschluss: 1/10 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer donnerstags 1/9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

Nr. 198.

Karlsruhe, Montag den 27. August 1906.

26. Jahrgang.

Die schwarze Woche in Essen.

Wir in Essen, im Mittelpunkt des Industriegebietes, sind in erster Linie berufen, die soziale Frage zu lösen und die Katholikenverammlung, die in Essen abgehalten werden soll, wird unter dem Zeichen der sozialen Frage stehen — so sprach im vorigen Jahre auf der Straßburger Katholikenversammlung Rechtsanwalt Dr. Well namens des Essener Lokalkomitees. Und ähnlich stand es vor Beginn der schwarzen Woche, die jetzt hinter uns liegt, in den Blättern der Zentrumspresse zu lesen. Seine guten Leute, die sich mit der „Lösung“ der sozialen Frage beschäftigten und durch diese Verheißungen in die Verlogenheit verführt worden sind, daß nach den Augusttagen in Essen nun für sie nichts mehr zu tun übrig bliebe, mögen sich beruhigen. In Essen ist die soziale Frage nicht gelöst worden und noch wie vor bleibt den Staats- und Gesellschaftsrechtern jeder Art und jeder Richtung Gelegenheit genug, ihre Pläne weiter zu spinnen.

Man hat, wie üblich, auch auf dem Katholikentag in Essen den Arbeitervereinen der volkreichen Gegend gestattet, sich mit ihren Forderungen zu einem Umzuge einzulassen; in ihren Versammlungen am Sonntag erschien purpurbekleidet und gegenüber dem Erzbischof von Köln; man hat einen aus ihren Reihen für würdig befunden, neben einem Agrarjunker und einem Landgerichtsrat im Präsidium des Katholikentages zu sitzen; Kardinal Fischer hat sie „meine lieben Freunde aus dem Arbeiterstand“ und Präsident Gröber die Arbeiterjugend „unser Freude, unsern Trost, unsere Hoffnung“ genannt — wer darin die rechten Mittel zur Lösung der sozialen Frage sieht, der mag von dem Essener Katholikentag sehr hoch denken. Wir ändern aber, die etwas mehr verlangen, als feistliche Umzüge, bischöfliche Segensprüche und gelobte Medaillen, erkennen auch in der Essener Zentrumsparade nur die Fortsetzung des alten Strebens, die Arbeiter mit Verheißungen und leerem Schein zu betören und von dem Erfassen ihrer wahren Aufgaben abzuhalten.

Zwar hat ein eigener Ausschuss sich mit der sozialen Frage insofern beschäftigt, als hier einzelne Anträge und Forderungen der Arbeiter behandelt wurden. Aber es wird zur Kennzeichnung dieses Ausschusses und seiner Bedeutung für die Arbeiter genügen, wenn darauf hingewiesen wird, daß sein Vorsitzender Herr Herold ist, bekanntlich einer der anmaßlichsten Agrarier des Zentrums. Auch ist in der geschlossenen Versammlung eine Anzahl Anträge zur Arbeiterfrage angenommen worden, die alles und noch einiges mehr behandeln, dafür aber gerade das wichtige und notwendige vermissen; nichts von der Verkürzung der Arbeitszeit, der Grundlage aller Arbeiterforderungen; nichts von der Sicherung des Sozialversicherungsrechtes und der Organisation der Landarbeiter, trotzdem auf dem letzten christlichen Gewerkschaftsfest diese Dinge gefordert worden sind; nichts von der Erweiterung des Wahlrechtes, ein Verlangen, das in den Arbeiterversammlungen am Sonntag von verschiedenen Seiten in eindringlicher Weise gestellt wurde. Der bischöfliche Segen ist den Arbeitern in Essen reichlich spendet worden — er ist billig und verpflichtet zu nichts; die Anerkennung und Unterstützung ihrer wichtigsten Forderungen hat man ihnen vorenthalten. Denn im Zentrum gebietet das Interesse der Agrarier und Unternehmer und der auf die Unfreiheit und Unterordnung der Massen bauenden Kirche, der Mutter aller Rücksichtslosigkeit und Volksfeindschaft.

Der Meritismus ist von Grund aus volks- und arbeiterfeindlich, gewiß! — indessen weiß er doch, wenn die Umstände drängen, zu geeigneter Zeit und bis zu wohlberedelten Grenzen nachzugeben. Der Klassenbewußt proletarischen Arbeiterbewegung sei keine auf Interessensharmonie hinstrebende christliche Arbeiterbewegung entgegen, und als es sich zeigte, daß die Frauenfrage nicht mehr zu umgehen war, da erfand er für seine Zwecke die christliche Frauenbewegung. Zum erstenmale wurde in Essen auf einem Katholikentage die Frauenfrage behandelt — beziehungsweise durch einen geistlichen Herrn; zum erstenmale zeigte sich in einem der Ausschüsse eine Frau als Disziplinierungsbedürftige, die sogar für würdig befunden wurde, in einer geschlossenen Versammlung das Wort zu ergreifen. Noch eine kleine Weile — und es wird auf einem der nächsten Katholikentage eine Frau in einer der großen Paradedemonstrationen auftreten, um einzustehen für die Rechte ihres Geschlechts — natürlich im Rahmen der „christlichen Sittenslehre“, auf der Grundlage „unseres heiligen Glaubens“ und unter Verwerfung aller auf die Beeinträchtigung des „heiligen Ideals der christlichen Familie und der christlichen Ehe“ hinzielenden Bestrebungen.

Und auch dem Verlangen des Volkes nach größtem Anteil an geistigen und künstlerischen Genüssen hat der Meritismus sein Entgegenkommen zeigen müssen. Ueber Volksbildungsbestrebungen und Erziehung zur Kunst ist in Essen geredet worden. Grundrisslich will man dem Volke sehr viel, ja alles auf dem Gebiete bewilligen, selbstverständlich weiß man dabei durch die üblichen Verpflichtungen und Einschränkungen auf die „christliche Grundlage“ und die kirchliche Kontrolle den Konzeptionen ihre Gefahren für den Meritismus zu nehmen. Dem Volke das schönste und beste und natürlich auch der Kunst und der Wissenschaft alle Freiheit — aber immer nur so weit, wie es der päpstlich-junkerlichen Beschränktheit der führenden Kreise des Meritismus gut erscheint.

Was sonst an Einzelfragen auf dem Katholikentag in der rheinischen Eisen- und Kohlenstadt verhandelt wurde, ist nicht der Rede wert. Es sind, wie die „römische Frage“, alte Landeskämpfe, oder, wie die Schulfrage, bekannte Dinge, und das Interesse an den zwei Dutzend besondern Veranstaltungen, die nebenher liefen, geht nicht über den Kreis der nächstbeliebigen hinaus. Die Ausschüsse, die die eingelassenen Anträge sichten und formulieren, tagen hinter verschlossenen Türen; die geschlossenen Versammlungen sind schwach besucht, die wohl vorbereiteten Anträge an den Ausschüssen gelangen hier, durch feine Opposition gefehdet, zur sicheren Annahme. Die Glanz- und Höhepunkte der Katholikentage sind die öffentlichen Versammlungen, deren an jedem Tage eine stattfindet. In diesen Versammlungen findet sich das katholische Volk zehntausendweise ein, um willig jeder Stimmung zu folgen, die von den funktigen Führern des Meritismus gewollt wird. Hier sieht man, wie die Massen beim Erheben eines kirchlichen Oberhirten verärgert von den Sinnen fahren, um dann unter dem Segen des Papstnabens erquickender in die Knie zu sinken, wie sie beim Verlesen eines päpstlichen Telegramms patriotisch aufstehen, um bei der Schilderung von der Unfreiheit des Papstes in Wehmut zu zerfließen. Hier wird minutenlang geflucht, wenn der Redner erscheint und minutenlang geflucht, wenn er abtritt; hier ist alles Offenbarung, alles Glaubenssatz, alles Hingeben und Einigkeit — weil ein Widerspruch nicht geduldet wird. Auf der Tribüne da oben die schlaunen Macher

der Meritischen Politik, die Vertreter der „führenden Stände“, die Autoritäten weltlicher und geistlicher Macht — da unten die gläubige, widerstands- und widerprückslose Masse, die Geführten, die Angeführten und Betrogenen.

Badische Politik.

Die Elchesheimer „Affäre“.

deren gerichtliche Verhandlung außerordentlich interessante Momente aufwies, insbesondere hinsichtlich der Früchte der „religiös-sittlichen Erziehung“, wird von der ultramontanen Presse bis jetzt sozuzulegen totgeschwiegen. Der Bad. Beobachter brachte nur einen ganz kurzen Bericht, in dem die Tatsachen, die dem Prozeß zugrunde lagen, in 23 Zeilen geschildert waren und dazu noch das Urteil. Ueber die einschlägigen, zu neun Zeinelt gewöhnlich unwarahren Geschichten vom „religiös-sittlichen Erziehung“ bringt er oft spaltenlange Artikel. Einweilen nehmen wir noch an, daß die Presse für „Wahrheit, Freiheit und Recht“ das Versäumte noch nachholen wird.

Das Gros der Elchesheimer schwärmt immer noch für Brüder, den sie als die verfolgte Unschuld betrachten. Man darf neugierig sein, ob und wo Brüder jetzt als „Seelforger“ tätig sein wird. Brüder selbst hat in Gegenwart einiger Zeugen behauptet, daß von den katholischen Geistlichen 95 Prozent den Eölibat nicht halten. Das mag stark übertrieben sein, aber daß der Eölibat eine widernatürliche Einrichtung ist, die zu der schlimmsten Heuchelei und für viele Geistliche zu den unangenehmsten Folgen führen kann, steht außer allem Zweifel. Der „Fall Brüder“ ist geradezu ein Schulbeispiel gegen den Eölibat.

Der Prozeß Gaisert.

der vor der Freiburger Strafkammer zur Verhandlung kommt, dürfte vor Beendigung der Gerichtsferien (15. September) nicht stattfinden.

Die Folgen des Systems.

Dem Bad. Beobachter schreibt man über die Beförderungsverhältnisse der mittleren Eisenbahnbeamten aus Eisenbahnerkreisen:

Teils die Anforderungen im Budget, teils die Verdrängung der letzten Beförderungen der mittleren Eisenbahnbeamten zeigen wieder in greller Weise, wie wieder die Dienste des eigentlichen Eisenbahnbeamten eingeschränkt werden, der die Güte und den Stationsdienst versieht, gegenüber den Leistungen der gleichen Beamten der Generaldirektion. Für letztere wurde mehr als die doppelte Anzahl besserer Stellen geschaffen, als für die ersteren des ganzen Landes, und unter den Beamten der Generaldirektion wurden Leute in besseren Stellen befördert, deren gleichaltrige Kollegen im äußeren Dienste auch noch nicht in Frage kommen an ein ähnliches Fortkommen denken dürfen, namentlich, da wieder Beamte der Generaldirektion gelegentlich in die wenigen besseren Stellen eintreten, die im äußeren Dienste vorgehalten sind. Und doch bemüht die mittlere Eisenbahnlaufbahn auf gleicher Vorbildung. Sämtliche Beamte werden auch im äußeren Eisenbahndienst erzogen, und die Stellen bei der Generaldirektion nach Bedarf gestellt. . . . Wo aber ist ein Grund, daß Beamten der Generaldirektion so viel eher Stellen zugänglich sind, die fast 1000 Mk. Gehalt mehr eintragen, als die Stellen der gleich alten Sta-

tionsbeamten? Es ist nicht einzusehen, warum bei gleicher Arbeitslast und Vorbildung ein Unterschied eintreten soll. Was für den einen recht, ist für den anderen billig. Es ist schon vorgekommen, daß Beamte der Generaldirektion die etwas später als andere den äußeren Dienst verlassen hatten, bei Beförderungsgesuchen im Hinblick auf jüngere bereits beförderte Beamte, abgewiesen wurden, mit dem Hinweis, sie seien eben zu lange im äußeren Dienst gewesen. Danach könnte man annehmen, daß der äußere Dienst geringwertiger sei als der innere, was aber in keiner Weise zutrifft. Sollte es einer hohen Generaldirektion nicht möglich sein, einen besseren, den Grundfähigen der Gerechtigkeit mehr entsprechenden Modus der Beförderung zu finden?

Daß der äußere Dienst bei der Eisenbahnverwaltung nicht genügend gewürdigt wird, darüber gibt die Menge der dem Landtag zugegangenen Petitionen, sowie deren Inhalt Aufschluß. Beim jetzigen System der Eisenbahnverwaltung wird das auch nicht anders werden, da helfen alle Klagen nichts. Will man den Zuständen, die fort und fort zu diesen und anderen Klagen Anlaß geben, ein Ende machen, so muß man das System der Verwaltung einer gründlichen Aenderung unterziehen.

Deutsche Politik.

Rob hat noch immer im Sattel.

und dies, obwohl fast täglich neue Enttäuschungen über den „Geschäftssinn“ des preussischen Landwirtschaftsministers an die Öffentlichkeit kommen. U. a. teilte der Syndikus des Berliner Milchhändlerverbandes in einer Verbandsversammlung folgende Tatsachen mit, die die Tätigkeit des Landwirtschaftsministers als Agrarier betreffen:

1. Rob hat die dänische Milch wegen ihrer angeblich schlechten Qualität vom deutschen Markte auszuschließen versucht.
2. Er hat aber selbst gewässerte Milch an die Berliner Milchhändler verkauft.
3. Er hat das dänische Verfahren, Milch auf weite Strecken zu transportieren, in Deutschland geschäftlich auszuheben versucht, und im Reichspatent für sein Unternehmen Propaganda gemacht, das aber dennoch verkracht.
4. Er hat sich als Lieferant von Tropfenbutter für die deutschen Kolonien herborgetan.

Die Agrarier hoffen, daß Rob trotzdem amtierender Minister bleibt, er verdiene es. Dazu sagen wir Amen.

Der Schloßherr v. Tappelskirch.

Herr v. Tappelskirch hat, wie das Bäringer Volksrecht mitzuteilen weiß, inzwischen das auf dem Irenenberg im Thüringen gelegene Schloß Salenfeld, eines der feudalsten dieser Gegend, um 190.000 Mk. gekauft. Der bisherige Besitzer war ein Herr v. Herder, Nachkomme des berühmten Dichters. Hoffentlich hat Herr v. Tappelskirch nicht die Absicht, sich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen. Seine Tätigkeit für das geliebte Vaterland mag gewiß eine sehr aufreibende gewesen sein und namentlich in der letzten Zeit hat ihm die Presse, namentlich die sozialdemokratische, viel Anlaß zur Verärgerung gegeben. Aber als guter Patriot wird er dieses Opfer gewiß gern bringen und im Vaterlande aushalten, bis seine Geschäfte aufgefährt sind.

Die Mutter seines Kindes.

Von Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.)

„Nun, habe ich nicht recht?“ schloß der Doktor nach einer Pause der Erwartung.
Die junge Frau schwieg.
„Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich dir mit Härlichkeiten lästig falle“, betonte der Arzt lebhaft. „Nein, wir leben weiter, wie wir während der Zeit deiner ersten Anwesenheit gelebt haben. Wo entsetzt dich das?“

„Ich will nichts tun, was du mir zum Vorwurf machen könntest“, erwiderte sie leise. „Ich kann nicht beurteilen, inwiefern deine Befürchtungen begründet sind, will aber auch nicht die Verantwortung für die Folgen übernehmen.“

„Du willst mithin bleiben?“
„Solange es nötig erscheint . . . doch ich kann nicht ohne mein Kind leben.“

„Er warf sich aufgebracht zurück.
„Es ist nicht bei deiner Mutter gut genug aufgehoben?“

„Meine Mutter ist alt und ich kann unmöglich dieses Opfer von ihr annehmen, so gern sie auch bei ihrer Liebe zu dem kleinen Wesen dazu bereit sein würde.“

„Um“ — der Doktor dachte nach. Bekannt wurde es so wie so, wenn es nicht schon bekannt war, daß der Vater eines Kindes war. Er hatte es anerkannt und war sich für den Fall interessiert, vermochte ihn leicht zu ergründen, was Tag also noch dazu, ein Geheimnis daraus zu machen?
„So nimm es zu dir“, warf er in dem verdrossenen Tone hin, den er während des ganzen Tages beibehalten hatte, und starrte dann nachdenklich vor sich nieder.

„Zu Hause“ — wie das Klang — erwartete die Neuvermählten ein einfaches Mittagmahl, das der Arzt aus dem nächsten Hotel hatte herbeibringen lassen. Die Gatten nahmen es gemeinschaftlich ein, ohne

mehr als einige gleichgültige Worte mit einander zu wechseln. Darnach begab sich Maria in die früher von ihr bewohnte Kammer, um dieselbe für sich einzurichten und Vorbereitungen für die kleine Elly, welche sie morgen selbst in der Heimat abholen wollte, zu treffen, indessen der Doktor der Ruhe pflegte, um hierauf wie gewöhnlich seinem Beruf nachzugehen.

Auch der übrige Teil des Tages fand Maria mit der Einrichtung ihres aufgedrungenen Heims beschäftigt. Das Abendrot sah sie sich genötigt, allein zu genießen, da ihr Mann erst spät nach Hause kam; hierauf zog sie sich traurig in ihre öde Kammer zurück, ohne seine Rückkunft abzuwarten.

Lebtere erfolgte in der Tat erst gegen Mitternacht — Marie hörte ihn kommen, denn der Gram hielt sie noch wach — der Arzt schien sehr aufgeregt, er stieg ziemlich geräuschvoll die Treppe hinauf und ging noch lange in seinem Zimmer auf und ab.

Endlich übermannte auch ihn der Schlaf, er begann sich zu entkleiden. Da fiel sein Blick auf die vor ihm auf dem Tische liegende Zeitung. Zerstört nahm er sie auf, um den Inhalt flüchtig zu übergehen — was war das? Hatte er nicht irgendwo den Namen Laura gelesen? Er blätterte hastig um und suchte die Stelle wieder auf. Er hatte sich nicht getäuscht. Unter den Inseraten befand sich eins mit folgendem Wortlaut:

„Die Verlobung unserer Tochter Laura mit Herrn Bankier Rudolph Roberg hier begehren wir uns allen Freunden und Bekannten ergebenst anzuzeigen . . .
Franz Wiener und Frau Amalie Wiener geb. von Trotter.“

Der junge Arzt warf die Zeitung ingrimmig in die Ecke und stieß ein bitteres Lachen aus. Das war das Ende seines Glückstrahmes! — Raß fahren dahin, dahin —

Wielicht hegte sein junges Weib in demselben Augenblicke ähnliche Gedanken. Auch sie war elend, auch für sie war der heutige Tag das Ende ihres Glückstrahmes! So innig hatte sie diesen Mann

geliebt, so unendlich dereinst diesen Tag herbeisehnt — nun war er da, nun war der Geliebte „ihr Mann“ geworden — „ihr Mann“, wie wunderbar! Und nun lag sie einmal und verlassen in ihrem Gemach, in einer Stunde, in welcher sonst der seltsame Knack des Liebenden umfängt, gemieden und verachtet von dem Mann, der noch immer über alles von ihr geliebt wird.

Niemand nahm teil an ihr, als der Mond, der seine blassen Lichter freundlich ins Zimmer warf, niemand plagte mit ihr als die Weolsharfen draußen im Garten, die der losende Wind bewegte —
Das war Mariens Hochzeitstag!

„Wir wollen leben wie in der Zeit deiner ersten Anwesenheit“, hatte Kurt gesagt, und er hielt Wort. Die Neuvermählten gingen aneinander vorüber wie Fremde, höchstens gleichgültige Worte, durch das enge Zusammenleben bedingt, wurden gewechselt. Nur das Mittagmahl nahm man einigemal gemeinsam ein, im Uebrigen mied man sich gegenseitig und Marie weilte mit ihrem Kinde in den beiden ihr hauptsächlich überlassenen Stuben, während Kurt selten die Grenzen seines Departements, das in dem Speisezimmer und seinem Schlafgemach bestand, überschritt.

Nur wenn häusliche Arbeiten die junge Frau nötigten, seine Räume zu betreten, erschlöß sie sich zum Eintritt, wählte jedoch, wenn es irgend anging, hierzu die Zeit der Abwesenheit ihres Mannes. Der Arzt hatte die alte geschwätzte Aufwärterin abgelobt und eine neue engagiert, da für die Aufnahme eines Dienstmädchens die Wohnung nicht Raum genug bot und er auch alle Schritte vermeiden wollte, die darnach ansähen, als beabsichtige er den gegenwärtigen Verhältnissen Dauer zu geben. Deshalb fiel es ihm nicht ein, das beschränkte Logis, das er inne hatte, mit einem geräumigeren zu vertauschen, die Unbewohntheit des alten Gebäudes war ihm gerade angenehm. Marie mochte sehen, wie sie sich behalt, weshalb hatte sie die „Katastrophe“ heraufbeschworen.

Marie lebte einsam wie eine Gefangene. Sie ging fast nie aus und dann meist nur, wenn Besorgungen für ihre kleine Wirtschaft es erforderten. Höchstens führte sie manchmal abends die kleine Elly ein wenig ins Freie; das Wetter war ohnehin nicht verlockend, denn der April brachte trübe, stürmische Tage, die so recht zu der schweremühten Stimmung der armen Mutter paßten. Kurt fragte nie, wie sie ihre Tage verbringe und ob sie nicht Verlangen nach Abwechslung und Erholung trage. Er lud sie nie ein, ihn zu begleiten, er vertraute ihr nie etwas, er machte keine Besuche mit ihr und stellte sie nirgends vor. Nur seine Bücher standen ihr zur Verfügung und diese blieben neben der kleinen Elly, ihrer Tätigkeit und den Briefen ihrer Mutter ihr einziger Trost. Marie las immer gern, sie hatte sogar durch Kurts Vermittlung die Klassiker zum Teil kennen gelernt und einige Theateraufführungen in der Residenz, in die sie Kurt in der ersten Zeit seines Aufenthalts dabelst mitnahm, entflammten sie zur höchsten Begeisterung.

Nun stürzte sie mit neuem Eifer über die alten Freunde her und schöpfte Verachtung und Vergeßlichkeit aus ihnen; zuweilen griff sie auch nach einem Roman oder gar nach einer belebenden, populärgehaltenen Schilderung, bei letzterer schmerzlich den Ergänzungen und Erklärungen vermissend. Denn die Geringschätzung, mit welcher ihr Gatte von ihrer Bildung sprach, kränkte sie tief und es reizte sie, die Lücken ihres Wissens, deren sie sich nur zu wohl bewußt war, nach Möglichkeit auszufüllen. Darüber vernachlässigte sie keinen Augenblick ihre häuslichen Pflichten; solange ihre Wissen in diesem Hause andauerte, wünschte sie derselben auch voll und ganz gerecht zu werden. In ihre Arbeiten übte eine eigenartige Anziehungskraft auf sie aus — o wie schön mußte es erst sein, als liebes und geliebtes Weib im traulichen, nach den beiderseitigen Neigungen ausgeschmückten Heim zu wohnen, da die Beschäftigungen der Hausfrau schon unter solchen Umständen eine solche Fülle von Befriedigung und Trost gewährten.
(Fortsetzung folgt.)

Etwas über Wohnungsgeldmuck.

Zeich mit ihm nicht zu sehr überstimmen, denn bebend würde der Arzt aus dem nächsten Hotel hatte herbeibringen lassen. Die Gatten nahmen es gemeinschaftlich ein, ohne

